

Rezensionen

Harald Buchinger – Sabine Reichert (Hg.), *Gottesdienst in Regensburger Institutionen. Zur Vielfalt liturgischer Traditionen in der Vormoderne* (Forum Mittelalter. Studien 18) Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2021; 560 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3629-2; 45,- Euro

Katholische Liturgie und Lokalgeschichte scheint angesichts des theologischen römischen Zentralismus kein lohnender Forschungsgegenstand zu sein. Das dies – zumindest vor dem Trienter Zentralisierungsschub – nicht stimmt, zeigt ein von dem Liturgiewissenschaftler Harald Buchinger herausgegebener gewichtiger und interdisziplinärer Sammelband, in dem die Liturgie in Regensburg in Mittelalter und Früher Neuzeit behandelt wird. Neben der Liturgiewissenschaft im engeren Sinne kommen andere theologische Disziplinen Musikgeschichte, Germanistik, Kunstgeschichte und Profangeschichte zu Wort.

Den Beginn macht der Musikwissenschaftler David Hiley, der einen Überblick über die musikgeschichtlichen Aspekte der mittelalterlichen Liturgie Regensburgs gibt. Überhaupt sind die liturgiegeschichtlichen Quellen des Mittelalters in erster Linie von musikgeschichtlicher Qualität.

Es folgt ein Abschnitt, in der die Liturgie in den Regensburger Klöstern St. Emmeram und St. Jakob vorgestellt wird. Buchinger stellt hier die *Consuetudines* von St. Emmeram als Schlüsselquelle zur Liturgiegeschichte des Mittelalters vor.

Den überregionalen Einfluss Regensburgs als donauräumlichem Zentralort bis hin nach Ungarn spüren Martin Czernin, Thomas Csanády, Miklós István Földváry, Balázs Horváth und Ábel Stampler über die Auswertung liturgiewissenschaftlicher Quellen nach. Dabei konnten sie Abhängigkeiten und Einflusswege feststellen, die über den politischen Bereich weit hinausgehen.

Es folgt ein Abschnitt, der sich auf der Scheidelinie zwischen Kunst- und Liturgiegeschichte bewegt. Der Religionswissenschaftler Andrew Irving geht mit liturgiewissenschaftlichen, ikonologischen und materialkundlichen Methoden der Frage nach, in welchem Um-

fang der bekannte und prächtige Uta-Codex des 11. Jahrhunderts aus Niedermünster überhaupt liturgisch verwendet wurde. Jedenfalls bedeute die liturgische Verwendung noch nicht, dass daraus auch gelesen wurde. Der Homiletiker Innocent Smith konnte den franziskanischen Ursprung eines bisher für dominikanisch gehaltenen Antiphonars nachweisen. Der Kunsthistoriker Albert Dietl beschreibt schließlich das Severus-Altarretabel der Regensburger Wollwinkerbruderschaft in der Dominikanerkirche im Rahmen der europäischen Severus-Verehrung. Einen wesentlichen Teil des Bandes machen Aufsätze zum dramatischen Aspekt der mittelalterlichen Liturgie aus (die Musikwissenschaftler Hanna Zühlke und Stefan Engels über das Prozessionswesen, der Germanist Albrecht Greule und der Liturgiewissenschaftler Marco Benini über die Osterliturgie). Gerade hier konnten sich Eigentraditionen gegenüber den römischen Traditionen besonders gut entfalten.

Schließlich wird auf den liturgischen Umbruch durch die Reformation eingegangen. Die Kirchenhistoriker Klaus Unterburger und Sabine Arend gehen der spannenden Frage nach der Traditionalität (früh)protestantischen Gottesdienstes in Regensburg nach, wobei sie auf bemerkenswerte Regensburger Eigentraditionen in der protestantischen Liturgie in einer Zeit noch kaum gefestigter konfessioneller Identitäten bis ins zweite Drittel des 16. Jahrhunderts hinweisen. Der Musikwissenschaftler Fabian Weber stellt den langen Weg zum deutschsprachigen Gemeindegang in den protestantischen Gemeinden Regensburgs vor. Der Kunsthistoriker Hans-Christoph Dittscheid analysiert die beiden Regensburger protestantischen Kirchenbauten Neupfarrkirche und Dreieinigkeitskirche auf ihren theologischen Gehalt vor dem Hintergrund der Überlegungen Martin Luthers zum Kirchenbau. Die Neuzeithistorikerin Harriet

Rudolph schließlich analysiert die Sakralität des frühneuzeitlichen römisch-deutschen Königtums anhand der Liturgie anlässlich der drei Königskrönungen in Regensburg 1575, 1636 und 1653.

Die Aufsätze, von denen nur einige vorgestellt werden konnten, sind geeignet, die

Etablierung Regensburgs als Ort der liturgiewissenschaftlichen Forschung mit dem 2017 reformierten Institutum Liturgicum Ratisbonense zu festigen – und dies gerade wegen der Möglichkeit interdisziplinären Forschens an der Universität Regensburg.

Johann Kirchinger

Natalie Glas, „Und bauten alda die siben bischof heuser“. Die Höfe auswärtiger Bischöfe in Regensburg (Regensburger Studien 28) Regensburg: Stadtarchiv 2022; 380 S.: ill.; ISBN 978-3-943222-74-6; 32,- Euro

Auf die Studie von Kerstin Pöllath zu den profanen Türmen Regensburgs, 2019 in derselben Reihe erschienen, folgt nun, ebenfalls im Rahmen einer Dissertation an der Universität Regensburg entstanden, eine Untersuchung zu den Bischofshöfen im früh- und hochmittelalterlichen Regensburg. Auch diese Dissertation schließt eine schmerzliche Lücke in der Erforschung der Regensburger Stadtopographie. Sie tut dies in Einbettung in die Entwicklung der Stadtstruktur (S. 40–49), im Vergleich mit auswärtigen Beispielen (S. 19–39), die Glas nach Vorwort und Einführung der Untersuchung voranstellt, und insbesondere mit einer ausführlichen Würdigung jedes einzelnen der im Zitat Aventins aus seiner Bayerischen Chronik von 1526 angesprochenen „siben bischof grosse heuser“ (S. 50–165) sowie dem Bamberger Hof, „der acht von Babenberg hat hernach auch ains da gepaut“. Letzterer folgte noch gleichsam als Nachzügler nach 1007, dem Jahr der Gründung des Bistums Bamberg.

Diese großen Baukomplexe haben über Jahrhunderte derart das Stadtbild geprägt, dass sie früh bei Otloh von St. Emmeram um 1050 in seinem Lob auf die Stadt, das er dem jüngeren Translationsbericht inserierte, und am Ausgang des Mittelalters in der Beschreibung des ersten offiziellen, vom damaligen bayerischen Herzog beauftragten Historiographen Bayerns, Johannes Thurmayr, gen. Aventin, erwähnt und aufgezählt wurden. Der ausdrückliche Hinweis auf die alleine schon aus diesen beiden Zitaten erkennbare Bedeutung des Gegenstandes hätte in der Anmerkung (S. 10, Anm. 3) den Verweis auf die Edition des Textes von Otloh erfordert, wie er auf die Beschreibung Aventins gegeben wurde; später wird dieser Hinweis dann konsequent gegeben. Leider scheint der Untersuchung ein letzter redaktioneller Durchgang zu

fehlen, wie an der häufig wiederholten Rede vom „Regierungsviertel“ für die herzogliche Pfalz im Bereich des heutigen Alten Kornmarktes mit ihrer frühen Hauptstadtfunktion erkennbar wird: Der auf S. 41 oben für einmal verwendete Begriff vom „Herrschaftsmittelpunkt“ erfasst treffender, wofür der Begriff des Regierungsviertels zu modern, zu sehr heutigen Vorstellungen der Regierungsviertel europäischer Städte geschuldet ist. Möglicherweise ist dies als wörtliche Übersetzung des von Otloh geprägten Begriffs des *pagus regius* gemeint, wie eine Formulierung im Kapitel zur Stadtentwicklung Regensburgs nahelegt: „im Bereich des Regierungsviertels (*pagus regius*)“ (S. 43). Das hätte dann aber bei der ersten Verwendung (S. 10) entsprechend eingeführt werden müssen; vielleicht auch als uneigentlicher Begriff (z. B. „Regierungsviertel“) verwendet werden sollen. Der Vergleich mit europäischen Residenzstädten bzw. Städte des Reiches mit Hauptstadtfunktion – innerhalb des Reiches insbesondere Aachen und Frankfurt sowie Pavia für den transalpinen Reichsteil, das bis 774 Hauptstadt des Langobardenreichs war, und außerhalb des Reiches die Metropolen London und Paris – weitet den Blick in einer der Frage nach Bedeutung und Funktion der Höfe auswärtiger Bischöfe in Regensburg angemessenen Weise. Diese Vergleichsbeispiele sind alle, wie die gesamte Untersuchung, reichlich mit Karten und Bildern illustriert. Wien wurde – systematisch sehr sauber – unter Hinweis auf die erst seit dem Spätmittelalter heranwachsende Residenzfunktion ausgeklammert. Erfurt und Duisburg, ohnehin in Fragen der Residenzfunktion hypothetisch (S. 30), hätten in diesem Zusammenhang vielleicht nicht problematisiert zu werden brauchen.

Bis heute sind im Stadtbild bzw. im historischen Bewusstsein sowohl bei Fachhistori-

kern als auch in der Vermittlung geschichtlichen Allgemeinwissens der Brixener Hof als einziger in wesentlichen Teilen baulich erhaltener, und der Salzburger Hof, als erst zum Ausgang des 19. Jahrhunderts abgebrochener Bischofshof am besten verankert. Letzterer wurde von Carl Theodor Pohlig zeichnerisch dokumentiert, und ist in Spolien und historischen Fotografien noch gut greifbar. Diesen beiden Bischofshöfen kommen, auch wegen der relativ guten Quellenlage, die beiden ausführlichsten Einzeldarstellungen zu. Aber auch das Kapitel über den schwer zu greifenden und nie wirklich schlüssig lokalisierten Passauer Hof ist eine eigene Lektüre wert. Zu leicht war die vermeintliche Verlegung vom Alten Kornmarkt an die Ostengasse ein „falscher Freund“ zur Erklärung der Lokalisierungsproblematik. Der Hinweis darauf, dass dies äußerst ungewöhnlich wäre und im Vergleich mit den vorangestellten europäischen Metropolen allenfalls einmal in London anzutreffen wäre, rückt dies gleich ins rechte Licht. Und der Hinweis auf ein Besitzverzeichnis des Passauer Bischofs in Regensburg aus dem späten 17. Jahrhundert gibt den entscheidenden Hinweis, dass es an der Ostengasse zwar Besitz des Passauer Bischofs, aber keinen Bischofshof gab (S. 117).

Die seit dem 10. Jahrhundert prägende Bedeutung der Bischofshöfe war auch dem Doyen der historischen Erforschung Regensburgs des 19. Jahrhunderts, Hugo Graf von Walderdorff in einer Weise geläufig, dass er sie in seinem Standardwerk zu Geschichte und Topografie Regensburgs „Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart“ (1896) ohne Ausnahme, und soweit als möglich unter Hinweis auf in seinerzeit bereits in Edition vorliegenden Urkundenwerke behandelte: Eine Vorlage, die die Autorin geschickt aufgreift, indem sie jedem Kapitel das einschlägige Zitat Walderdorffs voranstellt, bzw. beim Salzburger Hof, den Walderdorff noch baulich gekannt und daher ausführlicher gewürdigt hat, mehrfach im Text einarbeitet.

Der Abgleich des bisherigen Wissensstandes zu der Frage, seit wann es diese Absteigequartiere für die bei frühen Reichsversammlungen hofpflichtigen Bischöfe gab, wann genau sie entstanden, führt zunächst einmal zu der, auch in den Augen der Rezensentin wesentlichen Erkenntnis, dass sie, im Gegensatz zum Aachener Beispiel, nicht mehr der spätkarolingischen Epoche zuzuord-

nen sind (Passauer Hof: älteste urkundliche Erwähnung 973 (S. 203); Salzburger Hof seit 976 im Besitz des Erzbistums nachweisbar (S. 121 und S. 203); Augsburger Hof: möglicherweise 974 (S. 51). Ein Umstand, von dem bereits Aventin noch eine Ahnung, eine Vorstellung gehabt haben muß wenn er sagt: „Kaiser Arnulph hat wol die stat geweitert, hat aber die maur nit volbracht.“, die bekanntlicherweise erst unter Herzog Arnulf d. Bösen (Hz 907 – 937) um 920 errichtet wurde. Um dann fortzufahren: „Und bauten auch allda die siben ...“ (zit. nach S. 167) Der mit Kaiser Arnulf (und dem letzten Karolinger Ludwig d. Kind † 911) verlöschenden karolingischen Epoche folgte auf Reichsebene eine Phase der Konsolidierung, eine Ruheperiode, die Natalie Glas im Einklang mit der aktuellen wissenschaftlichen Literatur mit der Wahl Heinrichs I. und seiner Regentschaft 919 – 936 sieht (S. 168/ 170); es ist für Regensburg die Zeit der arnulphinischen Stadtmauererweiterung. Heinrich II. (Kg. 1002 – 1024, Ks. seit 1014) bayerischer Herzog und König in persona wurde bisher zu gerne „als eine probate Kompromisslösung“ (S. 169) gesehen. Der ideengeschichtliche Zusammenhang für die Entstehung der Bischofshöfe ist wohl in der Kirchenpolitik Herzog Arnulfs d. Bösen zu sehen, der – als später Karolinger selbst gerne König geworden – eine eigene Landeskirche mit starker bischöflicher Präsenz ausbilden wollte (S. 168, mit Rückbezug auf Alois Schmid), eine Saat, die zur Zeit Heinrichs I. als *primus inter pares* der Großen des Reichs aufging (S. 170). „... die politische Elite Bayerns (scheint) diese Entwicklung mitgetragen zu haben: Sowohl der bayerische Herzog, der Regensburger Bischof als auch der deutsche König beziehungsweise der Kaiser und die Kaiserin konnten in den Rechtsakten ausgemacht werden. Dazu passend setzten die Schriftquellen im 10. Jahrhundert ein, als ein starkes und auf Konsensualität ausgerichtetes ottonisches Königtum in Regensburg präsent war, das auch den Streitigkeiten mit dem Herzogshaus standhielt. Den Endpunkt dieser Entwicklung beschrieb Otloh von St. Emmeram Mitte des 11. Jahrhunderts, als die Entwicklung der Höfe und die Ausbildung des Regierungsviertels vorläufig ein Ende und in einem Stättelob ihren Ausdruck gefunden hatten.“ (S. 203)

Dabei standen zwei der Bischofshöfe auch in enger Beziehung zur Verlegung der Wege-

beziehung von Norden über die Donau in die Stadt bzw. dem Auflösen der römischen via praetoria seit der Erweiterung des karolingischen Doms, die im frühen Mittelalter noch als via aquarum Bestand hatte. Augsburger und Passauer Hof überbauten diese in derselben Zeit weit von St. Kassian (S. 191), während Bamberger und Freisinger Hof in die Mauern aufgelassener Pfalzgebäude hinein gegründet wurden (S. 188). Der einzige baulich erhaltene Bischofshof, der Brixener Hof, lässt wahrscheinlich erscheinen, dass diese Höfe spätere städtebauliche Entwicklungen, hier eine grundlegende Änderung der Parzellenstruktur zu Beginn des späten Mittelalters im Zuge einer Verdichtung der Bebauung, eher passiv mitmachten (S. 191): Die hohe Zeit dieser Anlagen war vorüber. Länger noch hielten sich wirtschaftliche Aspekte. Nahe der Verkehrswege gelegen (S. 188–190) betont Glas bei aller politischen Bedeutung der bischöflichen Absteigequartiere – eine Funktion, die diese Anlagen fallweise auch noch später, als sie längst an patrizische Geschlechter übergegangen waren, hatten (Salzburger Hof/ Dürnstetter (1356); Augsburger Hof 1375 an einen Vertreter der Familie von Sarching, ein Verwandter der Thundorfer, und 1421 ein Teil an einen Vertreter der Gumprecht (S. 56 f.); usw.) – die Multifunktionalität der Anlagen (S. 189). So entsprachen Brixener, Augsburger und Bamberger Hof im Mittelalter wohl einem landwirtschaftlichen Betrieb im Stadtgebiet (S. 78). Der Oberaltaicher Hof, um mit Glas einen Blick auf die Klosterhöfen zu werfen die einer eigenen monographischen Darstellung noch harren, hatte einen eigenen Steg zur Donau und damit zur Wasserstraße, Beispielen in London vergleichbar, bis dieser durch den spätmittelalterlichen Stadtmauerbau verdrängt wurde (S. 47, Anm. 246 und S. 48). Die Bischofshöfe waren, in dem vergleichbar den Klosterhöfen, immer auch Wirtschaftshöfe im Besitz auswärtiger Würdenträger in verkehrlich guter Lage.

Auch im Einzelnen bietet die Dissertation Neues, wie beispielsweise die erstmalige Veröffentlichung eines Plansatzes des Hofmaurermeister Georg Laschensky von 1787 zum Salzburger Hof in der Regensburger Literatur in Wort und Bild (Abb. 95, 96, 97 und 204). Ebenso erhellend ist die detaillierte Darstellung der Bauplastik des Salzburger Hofes, die in zahlreichen Spolien im Historischen Muse-

um gut greifbar ist. Hiervon sind zahlreiche Beispiele konsequent mit der zugehörigen Zeichnung Carl Theodor Pohlighs im Abbildungsteil zu finden. Leider hat auch im Abbildungsteil eine letzte Redaktion gefehlt, wenn beispielsweise für Paris der Nordteil der Stadt in historischer Planansicht unter einer schematischen Darstellung des ganzen steht und nicht auf der gegenüberliegenden Seite oben der nördliche und unten der südliche Ausschnitt gegeben werden, und die schematische Übersicht im aufgeschlagenen Band alleine auf der linken Seite erscheint (S. 252/253). Um der Sache willen können Schreib- bzw. Begriffsfehler nicht gänzlich übergangen werden: das einleitende Zitat über dem Beginn des gesamten Werks (S. 10): ... die siben bischof grosse heuser ..., nicht: bioschof würde ohne Schreibfehler einfach besser aussehen. Im 2. Kapitel sind Beispiele aus dem mittelalterlichen Europa der Regensburger Untersuchung vorangestellt, nicht: vorgestellt (S. 19). Das jüdische Viertel lag nordwestlich vom St. Kassiansplatz bzw. der hier westlich angrenzenden Handwerkerassen, nicht nordöstlich (S. 189). Die von Peter Schmid im Jahr 2000 herausgegebene Stadtgeschichte umfasst 2, nicht 3 Bände; auch wären im Literaturverzeichnis besser alle Symposionsbände des Regensburger Herbstsymposion mit Angabe des Reihentitels versehen worden, nicht nur die frühen (vgl. beispielsweise S. 216 Boos Burgenbau (2013)).

Eine Formalie scheint im Zeitalter der immer häufiger bereitgestellten Digitalisate älterer Literatur generell noch nicht geklärt zu sein: In dem Falle, dass ein Titel im Druck erschienen ist und wie eine Literaturangabe zu behandeln ist, scheint mir der zeilenlange Zusatz des <http://www>. (usw) nicht erforderlich zu sein. Gelangt man über den Katalog einer Universitäts- oder Landesbibliothek zum Digitalisat müsste der Hinweis: (im OPAC online abrufbar) oder ähnlich ausreichend sein, zumal ein solcher Link im Katalog einer öffentlichen Bibliothek dauerhaft gepflegt, nachgeführt und vorhanden ist und nicht nach einer Zeit wieder verschwunden ist. Anders verhält es sich mit Publikationen, die ausschließlich online erscheinen. Hier gehört auch im analog erschienenen Buch der ganze Link abgebildet mit dem Zusatz: (letzter Zugriff: ...).

Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um eine verdienstvolle,

neue Erkenntnisse vorliegende Studie handelt, die ebenso in den Buchbestand wissenschaft-

licher Bibliotheken wie historisch Interessierter gehört.
Rosa Micus

Michael Schonhardt, *Mit Sphaera und Astrolab. „Die Entdeckung der Natur“ in südostdeutschen Klöstern im hohen Mittelalter* (Knowledge, Scholarship, and Science in the Middle Ages 3) Turnhout: Brepols 2022; 428 S.: ill.; ISBN 978-2-503-59890-1; 120,- Euro

Ausgehend von Andreas Speers These, dass es im 12. Jahrhundert zu einer „Entdeckung der Natur“ gekommen sei, untersucht Michael Schonhardt die Rolle der südostdeutschen Klöster in diesem Prozess.¹ Im Zentrum seiner Untersuchung, einer an der Universität Freiburg im Breisgau angenommenen Dissertation, stehen dabei – nicht zuletzt wegen ihrer reichen handschriftlichen Überlieferung – die Klöster St. Emmeram in Regensburg sowie Prüll und Prüfening, die damals vor den Toren der Domstadt lagen.

Nach einer Einleitung und methodischen Überlegungen skizziert Schonhardt die Herausbildung des Wissens über den Kosmos im Südosten des Reiches anhand antiker Quellen und ihrer Überlieferung in den mittelalterlichen Bibliothekskatalogen der Region. Er zeigt auf, dass bereits seit dem 8. Jahrhundert in St. Emmeram ein „ausgeprägtes Interesse“ (S. 130) an der Komputistik bestand, weshalb hier das älteste sicher zu datierende komputistische Lehrbuch überliefert ist (Clm 14456).² Dieses Interesse hielt in den folgenden Jahrhunderten an.

Auch in Prüfening wurden naturwissenschaftliche Werke gesammelt. Bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts – und damit deutlich früher als bisher angenommen – wurde in diesem Benediktinerkloster Wissen aus dem arabisch-islamischen Kulturraum rezipiert (S. 164). Michael Schonhardt zeigt, dass St. Emmeram und Prüfening durchaus mit den nordfranzösischen Klöstern des hohen Mittelalters ebenbürtig waren. Besondere Aufmerksamkeit erfährt in seiner Arbeit die Sphaera des Wilhelm von Hirsau, die bis heute im Historischen Museum der Stadt

Regensburg präsentiert wird. Diese steinerne Plastik kann sowohl aufgrund der stilistischen, kunsthistorischen Einordnung als auch des epigraphischen Befunds sicher in das 11. Jahrhundert datiert werden. Sie wurde kurz nach 1783 von dem Emmeramer Konventualen Bernhard Stark (1767–1839) wiederentdeckt. Angeblich stand sie „von Rosenstöcken umwachsen“ (S. 224) im Garten von St. Emmeram. Die aus Kalkstein gearbeitete Säule weist an ihrer Spitze eine Scheibe auf, in der die Fundamentalkreise des Himmels eingraviert sind. Der heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München mit der Signatur Clm 14689 aufbewahrte Codex aus dem ehemaligen Kloster St. Emmeram enthält – leider nur unvollständig – den Beginn der „Astronomia“ des Wilhelm von Hirsau. Darin findet sich eine zeichnerische Darstellung, die „bis ins Detail“ (Christoph Meinel) der Umsetzung auf der Sphaera entspricht. Schonhardt analysiert diese Handschrift und gibt erstmals eine vollständige Übersetzung des Prologs (S. 307–318). Da Wilhelm von Hirsau schon früh sein Interesse an der Herstellung astronomischer Instrumente zeigte, darf er als geistiger Vater dieser Säule bezeichnet werden. Die Sphaera wurde nach bisheriger Meinung der Forschung als Lehrgerät gesehen. Dem setzt Michael Schonhardt die revolutionäre These entgegen, dass es sich bei diesem Instrument um das erste überlieferte Beispiel eines festinstallierten Observatoriums im lateinischen Mittelalter handelt (S. 240). Damit muss die Sphaera als ein ungemein wichtiger Meilenstein in der Geschichte der empirischen Astronomie betrachtet werden. Michael Schonhardt hat eine wichtige Arbeit für die

¹ Vgl. ANDREAS SPEER, *Die entdeckte Natur. Untersuchungen zu Begründungsversuchen einer „scientia naturalis“ im 12. Jahrhundert* (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 45) Leiden/ New York/ Köln 1995.

² Vgl. IMMO WARNTJES, *The Munich Computus: Text and Translation. Irish computistics between Isidore of Seville and the Venerable Bede and its reception in Carolingian times* (Sudhoffs Archiv. Beiheft 59) Stuttgart 2010.

Wissenschaftsgeschichte der Stadt Regensburg geleistet, die zudem eindrücklich zeigt, dass die Wissensgeschichte des hohen Mittelalters nicht nur auf den französischen Beitrag

reduziert werden darf. Benediktinerklöster aus unserem Raum hatten daran gleichfalls einen bedeutenden Anteil.

Bernhard Lübbers

Alexander Denzler, Straßen im 16. Jahrhundert. Erhalt, Nutzung, Wahrnehmung. (Ding, Materialität, Geschichte 5) Köln: Böhlau 2023; 537 S.: ill.; ISBN 978-3-412-52759-4; 80,- Euro

Ein Blick in die ältere als auch in die neuere Literatur zeigt das geringe Forschungsinteresse an der Nutzung und der Schaffung vormoderner Straßen außerhalb ummauerter Siedlungen. Erst mit dem Chausseebau des 18. Jahrhunderts wuchs wegen der Kosten- und Materialintensität das Interesse an den Kunststraßen. Die Forschung suggeriert, dass zuvor außerurbane Straßen nur eine marginale Rolle spielten. Die trostlosen Straßenverhältnisse vor dem Chausseebau sind nach dem Motto „Alles schlechte Straßen“ bislang Forschungskonsens. Dieses negative Urteil basiert wohl überwiegend auf den Darstellungen individueller Reiseberichte. Allerdings gilt es nach Denzler in seiner Habilitationsschrift diesen „Defizitsdiskurs“ zu relativieren.

Die Darstellung von Maßnahmen zur praktischen Herstellung von Straßen und Wegen im 16. Jahrhundert ist ein maßgebliches Ziel der Studie, wobei der Untersuchungszeitraum auch das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts und das erste Viertel des 17. Jahrhunderts zeitlich einbezieht. Unter gezielter Auswertung des Quellenkorpus fragt sie daher nach den gegebenen naturräumlichen Bedingungen der von Menschen hergestellten Strukturen und dem Wechselspiel zwischen dem natürlich gegebenen und dem von Menschen geschaffenen Raum einer Kulturlandschaft.

Damit wird in der vorliegenden Studie die Wahrnehmung der Straßen in einen größeren Kontext gesetzt, schließlich bedeutet für die für den Straßenunterhalt zuständige Herrschaft metaphorisch auch „guter Weg = gute Herrschaft“. Der Schnittpunkt zwischen Metapher und Realität bedeutet daher nach Denzler, dass die Nutzbarkeit von Straßen und Wegen dem sie „umgebenden Raum entsprang und dabei vom Unterhalt abhing“. Dieses führt nach Denzler zu einem „dynamischen Konstitutionsprozess zwischen Mensch und Natur“. Die Schaffung von Wege-Räumen sei schließlich unter den Leitkategorien

„Erhalt“, „Nutzung“ und „Wahrnehmung“ der Ausgangspunkt seiner vorliegenden Arbeit.

Straßen ermöglichen es Distanz und Raum, mit und gegen die Natur zu überwinden. Sie waren alle aber auch Bestandteil einer politischen, administrativen Kultur der frühen Neuzeit, eng verbunden mit den Prozessen der „transregionalen Verdichtung“ von Wirtschaft und Handel sowie Herrschaftsmittel innerhalb eines „territorialen Durchdringungsprozesses“, der im Lauf des 16. Jahrhunderts mehr und mehr an Dynamik bekam. Außerdem gewannen Straßen in diesem Zeitraum eine größere Bedeutung als Teil des „ländlich-gemeinschaftlich Gesamtgefüges“ und der „gemeinsamen Ressource“.

Ausgangspunkt für Denzler ist die Darstellung der Straßen als „mehrdimensionales Phänomen“. Er stellt die Fragen: Wie handelten Menschen mit und durch die Straßen? Wie nutzten sie diese? Was unternahmen sie für ihren Unterhalt? Wie haben sie schließlich Wege im physischen Raum wahrgenommen und sich mental angeeignet. Er versucht schließlich die Frage zu beantworten: Wie wirkten die Straßen selbst auf die sie umgebenden Menschen und die sie umgebende Natur.

Sowohl dem Bau als dem Erhalt der außerurbanen Straßen, Wege und Brücken als zentrale Elemente der Verkehrsinfrastruktur, als auch deren Nutzung und Wahrnehmung kam nun dem jenseits der Stadtmauern gelegenen „Straßenraum“ eine tragende Rolle zu, wie die gegenüber der bisherigen Forschung erweiterte Quellenlage eindringlich aufzeigt.

Dabei haben zum Funktionieren der Straßen des 16. Jahrhunderts unterschiedlichste Akteure beigetragen, um sie zu einem vielbesetzten und viel benutzten „sozialen (Kultur-) Raum“ werden zu lassen. Eine „dunkle Straßenepoche“ mit unzureichenden Straßenverhältnissen, wie sie etwa Sombart und Braudel für die Zeit vor 1750 postulieren, muss auf

der Grundlage der für die vorliegenden Studie ausgewerteten Quellen neu betrachtet werden.

Zwar wurde mit der Erforschung der Poststraßen für die Zeit ab 1650 damit begonnen, das Wissen über die „dunkle Straßenepeche“ aufzubrechen, doch blieb der Bau von Kunststraßen ab 1750 im Territorialstaat des 18. Jahrhunderts das „wiederkehrende Ideal“ in der aktuellen verkehrsgeschichtlichen Forschung. Allerdings haben die wirtschaftlich, politisch, kulturell und demographisch expandierenden Jahrzehnte des 15. und 16. Jahrhunderts die Bedeutung von überregionalen, ja internationalen Handels- und Fernstraßen anwachsen lassen und waren damit auch Grundlage für eine gesteigerte Mobilität in dieser Zeit.

Neben den großen kontinentaleuropäischen Handelsverbindungen sind es aber auch die Verkehrsinfrastrukturen des Binnenhandels sowie die regionalen und lokalen Landstraßen, die nun seitens der Obrigkeit eine verstärkte Aufmerksamkeit erfuhren, zumal sie in einem erheblich größeren Maße als die Fernstraßen genutzt wurden, da etwa 80 Prozent des Warenverkehrs zwischen benachbarten Wirtschaftsräumen erfolgte. Diese Zusammenhänge weiter zu erforschen ist nach Denzler eine Aufgabe der lokalen und regionalen Altwegeforschung.

Das 16. Jahrhundert hat die Erfahrung und Erfassung der physischen Welt nach Denzler vor allem die neue Drucktechnik nachhaltig verändert und zudem die Darstellung von Herrschaftsräumen auf massenhaft gedruckten Karten verbreiten helfen. Vermehrt erhaltene Verwaltungsvorschriften zeigen zudem, dass sich die zuständige Herrschaft und ihre Amtsträger in diesem Zeitraum nun in verstärktem Maße mit Erhalt und Ausbau von Straßen sowie deren Routenführung beschäftigten.

Denzler verweist allerdings auf eine Reihe von Problemen: die Vielzahl der Bezeichnungen für Straßen in den zeitgenössischen Quellentexten, die häufig fehlende Eindeutigkeit der Straßenbezeichnungen, die unterschiedlichen Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten sowie „vielschichtige Praktiken“ zu deren Instandhaltung.

Im einleitenden Kapitel „Forschungsstand“ bzw. „Forschungsgeschichte“ der Altstraßenforschung gibt D. einen kurzen Rückblick auf die bisherige Auseinandersetzung mit Land-

verkehrswegen und verweist auf die aktuelle Literatur, die durchaus neue Erkenntnisse vorzuweisen habe. Denzler geht allerdings in seiner Studie über die in Altstraßenforschung gebräuchlichen Quellen hinaus. Er wertet für seine Arbeit auch seriell überlieferte amtlichen Rechnungen zum Straßenunterhalt außerurbaner Straßen als Quellenmaterial aus, ebenso Register und Rechnungen zum Zoll und dem Geleitwesen.

Wichtige Informationen lieferten aber immer noch die zahlreich vorliegenden Darstellungen zur Handelsgeschichte, die aber ebenfalls als „Defizitgeschichte“ fortgeschrieben würden, die es aber mit der vorliegenden Studie ebenfalls zu überwinden gelte. Schließlich betonten neue handelsgeschichtliche Befunde das Funktionieren des vormodernen Wirtschaftens und Handels im 16. Jahrhundert. Doch hätten die Verkehrs- und Transportgeschichte lange Zeit der Eisenbahn die größere Aufmerksamkeit zugedacht und dabei ebenfalls die „mittelalterlichen Zustände“ der Voreisenbahnzeit aufgewärmt. Inzwischen wird in der Forschung von einem langsamen Wandel ausgegangen, der keineswegs geradlinig verlaufen sei, wie etwa das Beispiel England zeige, wo lange noch Packpferde in Gebrauch waren, als längst vierrädrige Kutschen zur Verfügung standen.

Seit 2007 kreisten die meisten verkehrsgeschichtlichen Forschungen verstärkt um die Wechselwirkung von Verkehr, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, wobei über die Zusammenhänge von Mobilität, Migration und Transport hinaus die Bewegung von Menschen, Objekten und Ideen als solche und deren Wirkung auf die Gesellschaft in den Blick genommen werden.

Die negative Sichtweise auf das vormoderne Verkehrswesen haben aber vor alle die umfangreichen Forschungen zum Thema „Reisen“ befördert. Die auf individuellen Reiseberichten basierenden Analysen seien vielfach eine Wahrnehmung der Zeitgenossen gewesen, die man in der Forschung aber nicht in den zeitlichen Kontext gesetzt habe, sondern aus langer zeitlicher Entfernung interpretiert habe. So gelte es wie die Zeitgenossen mit dem Verkehrswesen des 16. Jahrhunderts umzugehen und mit dieser Studie eine Erweiterung der bisherigen Reiseforschung vorzunehmen. Den zeitgenössischen Texten sei unter dem Aspekt „Straße“ eine verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie bislang

nicht erfahren hätten. Erst ab 1981 habe in der Forschung eine Auseinandersetzung bezüglich des Wahrheitsgehaltes dieser historischen Reiseberichte zwischen Fiktion und Fakt eingesetzt. Schließlich gehöre das Changieren zwischen diesen beiden Polen zum „konstituierenden Gattungsmerkmal“ dieses Genres.

Ein grundsätzliches Problem ist nach D. die Interpretation der früheren Reisepraxis durch die an moderne Verkehrsverhältnisse gewohnten Menschen. In der Studie wird gezeigt, dass die reisenden Menschen mit den Verkehrsgegebenheiten ihrer Zeit durchaus umzugehen verstanden, und es, anders als in der Forschung postuliert, durchaus eine individuelle Mobilität gegeben hat, die weit über das Unterwegssein sozialer Eliten hinausging. Denzler zeigt beispielhaft auf, dass auch sesshafte Untertanen in dieser Zeit auf, von und mit der Straße lebten.

Dazu ist im 16. Jahrhundert offensichtlich eine veränderte Wahrnehmung des physischen Raumes erfolgt. Als Beispiel nennt D. die 1579 begonnene Landesaufnahme des Fürstentums Pfalz-Neuburg. Sie betraf aber nicht nur einzelne Territorien, sondern die ganze damals bekannte Welt. Dazu trug vor allem wiederum die Drucktechnik bei, die mit dem Kartendruck die Kenntnis bekannter und unbekannter Gegenden umfänglicher vermittelte als je zu vor. Eine „Straßenkarte“ wie die Romweg-Karte von Erhard Etzlaub von 1500 oder die ebenfalls in Nürnberg gedruckten Meilenscheiben mit Entfernungsangaben ermöglichten nun eine genaue Reiseplanung. Dass Denzler die Stadt Nürnberg ausdrücklich in seine Forschungen mit einbezieht hat seinen Grund: Schließlich galt diese Stadt im Zeitalter der Renaissance als das Zentrum der Kartographie.

Denzler überwindet die bisherigen Defizitvorstellungen durch eine Neuperspektivierung. Dabei behandelt er vielfältige Erscheinungsformen und Nutzungsweisen von Straße, Instandhaltungspraktiken und Aneignungsformen von Verkehrswegen durch den Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Natur. So wird es möglich, sowohl die „großen“ wie die „kleinen“ Straßen als „dynamischen, essentiellen Bestandteil“ des vormodernen Lebens zu sehen.

Der territoriale Umfang der Studie wählt mit Oberdeutschland einen Untersuchungsraum zum Ausgangspunkt, der durch die Pluralität verschiedener Straßen und Wege in

einer Zeit sich verdichtender Territorien und Herrschaftsvielfalt massiv wachsendes Interesse und steigenden Bedarf an Straßen erwarten lässt. Zugleich steht mit der Reichsstadt Nürnberg ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt des damaligen Europas im Fokus, der zugleich wirtschaftlich und kulturell eng mit seiner ländlichen Umgebung verbunden war. Der begehrte „Nürnberger Tand“ mit den zahlreichen Produkten des täglichen Lebens – vom Rasiermesser bis zum Messingleuchter – wäre wohl ohne die Nachbarschaft des Oberpfälzer Eisens nicht denkbar.

Nachdem die Forschung bisher vorzugsweise die großen Handels-, Reise- und Transportrouten interessiert hat, es aber abseits großer Straßen eine Vielzahl von Wegen von untergeordneter Bedeutung gegeben hat, gilt es hier die Mikromobilität ins Visier zu nehmen und zu untersuchen, inwieweit grundsätzlich die großen Fernstraßen von kleinen Landstraßen unterschieden werden können. Allerdings hat Pierre Fütterer in seiner Dissertation von 2016 bereits für das 10. und 11. Jahrhundert belegen können, dass lokale und regionale Wege vielfach Teile von überregionalen Fernverbindungen gewesen sind. Auf der Basis von Verwaltungsakten und Dorfordnungen belegt D. schließlich das Neben- und Miteinander „großer“ und „kleiner“ Straßen.

Daneben geht die Studie auch auf die Bedeutung von Brücken als „besonders konstruiertes Stück Straße“ ein. Die Fokussierung liegt aber auf der „Materialität“ von Landstraßen sowie auf verschiedensten entlohnten und nicht entlohnten Arbeitern, die für den Straßenunterhalt zuständig waren. Mit der Quellenüberlieferung wird gezeigt, welche Praktiken hinter dem Bau und dem Erhalt der Verkehrsinfrastruktur standen und wie darüber auf welcher Ebene gesprochen und entschieden wurde.

Unter bewusster Verwendung von Reiseberichten erweitert die Studie die bisherige vorherrschende Lehrmeinung, dass sich Reden und Schweigen über Verkehrswege schreibender Reisender weitaus differenzierter gestalten als bisher angenommen. Sie deckt zudem ein bislang übersehenes Paradoxon der Straßennutzung auf: Das grundsätzliche Oszillieren zwischen Routine und Unwägbarkeit der Straßennutzung und des Reisens überhaupt.

Ebenfalls übersehen wurde bisher in der Straßenforschung eine andere Tatsache, dass

es bei der Straßennutzung nicht nur die Unwägbarkeiten der Natur und des Straßenzustands ging, sondern auch die Wirksamkeit des Teufels. Sie war in der noch nicht „entzauberten Welt“ des 16. Jahrhunderts von weit größerer Bedeutung, als bis von der Forschung registriert.

Eine Vielzahl von Quellen nutzt D. schließlich für seine Darstellung des „Straßenraumes“: Rechnungs- und Amtsbücher, Policey-, Landes- und Dorfordnungen, amtliche und private Korrespondenzen, Gerichtsakten, kartographische Darstellungen, Landesaufnahmen, Flugblätter, Itinerare, Reiseberichte, Reisegebete und Reiseratgeber. Seine Untersuchung erfolgt jeweils auf einer Makro-, Meso- und Mikroebene.

Nach der begriffsgeschichtlichen und forschungsgeschichtlichen Annäherung in Kap. 2 und dem Unterkapitel „Visualisierung des Straßenraum“ mit den Aspekten „Verlauf und Distanz von Wegstecken“, „Hochstraßen, Steige, Hohl- und Grenzwege“, „Unsichtbares und Sagbares“ sowie ein Blick an den Straßenrand mit Zäunen, Kreuzen, Bildstöcken und Richtstätten erfolgt in Kapitel 3 die Fokussierung des Reisenden und dessen körperliche Erfahrung (und Erleidens) mit und auf der Straße (Makroebene) in ausgewählten Reiseberichten. Einen wichtigen Aspekt bildet zudem das „Schweigen“ über Reisewege in Reiseberichten.

Die Studie berücksichtigt neben bereits bekannten und öfter zitierten Reiseberichten und Itineraren auch die medizinische und theologische Ratgeberliteratur, die bisher von der Reiseforschung weitgehend übersehen wurde. In den vergessenen „Reisbüchleins“ des sächsischen Theologen Michael Sachs (1542–1618) und des Mediziners Georg Pictorius (ca. 1500–1569) wird jeweils die theologische bzw. medizinische Aspekt des Reisens thematisiert. (Übrigens hat der Oberpfälzer Benediktiner Odilo Schreger in seinem gleichnamigen „Reisbüchlein“ von 1766 die Thematik eines theologisch-medizinischen Reiseratgebers erneut aufgegriffen. Der Bedarf entsprechender Literatur war offenbar bis in den Beginn des 19. Jahrhundert gegeben, wie die zahlreichen Auflagen des Reisbüchleins bis 1810 belegen).

Aus der Makroperspektive hat die Studie schließlich die Beschäftigung des Reichstages und des Kaisers unter der Überschrift „Herrschen mit und über Straßen“ mit der Sicher-

heit und dem Frieden auf den Straßen des römisch-deutschen Reiches untersucht. Thematisiert werden die Unterhaltspflicht und die Möglichkeit und Grenzen von Straßenvisitationen als Mittel des obrigkeitlichen Straßenerhalts. Auf der Mesoebene beschäftigt sich der Verf. dabei vor allem mit den Maßnahmen des fränkischen Reichskreises, aber auch der Territorien des Herzogtums Bayern, Pfalz-Neuburg und des Fürstbistums Würzburg mit der gleichen Thematik. Die Quellen ermöglichen es plastisch, Themen des Straßenerhalts und der Straßensicherheit zu behandeln, um sowohl die Möglichkeiten und als auch die Grenzen des Herrschens über Straßen in einer vermeintlich herrschaftsfernen Straßenzustand zu ergründen. Dabei liegt der Schwerpunkt der Untersuchung beispielhaft auf einer konfessionsübergreifenden Kooperation zwischen den Fürstbischöfen von Würzburg und den Herzögen von Sachsen-Coburg zur gemeinsamen Instandsetzung einer Geleitstraße.

Das Kapitel 4 fokussiert auf Mikroebene die „Materialität der Straße“ sowie die Erfordernisse und Abhängigkeiten von menschlichen Arbeitskräften, natürlichen Ressourcen, dem Wetter und der Jahreszeit. Dabei wird mit der Auswertung einer Rechnungsserie des Nürnberger Weg- und Stegams für die Jahre 1544 bis 1562 quellenmäßiges Neuland betreten. Untersucht werden dabei die verschiedenen Maßnahmen zur Instandsetzung, ihre Akteure und die Menge des benötigten Materials, das im Verlauf eines Jahres zur Benutzbarmachung der Straßen eingesetzt wurde. Damit wird die Negativvorstellung bezüglich der materiellen Qualität der Landstraßen schließlich überwunden. Ob es allerdings überall so „gut“ gewesen ist, wie im Umland von Nürnberg, sei dahingestellt. Die dreiwöchige „Straßenbereitung“ des pfalz-neuburgischen Beamten Breu auf dem Nordgau im Juni 1564 (die dem Autor offenbar entgangen ist) kommt in ihrem „Straßenzustandsbericht“ in den verschiedenen pfalz-neuburgischen Ämtern jenseits der Donau zu einem höchst unterschiedlichen Ergebnis. Allerdings sind hier, ebenso wie im Umgriff Nürnbergs, die Zuständigkeiten für den Straßenerhalt oft nicht eindeutig geklärt. Breu berichtet, neben unwegigen „Mordsstraßen“, durchaus auch über Verkehrsverhältnisse, mit denen die Reisenden und Fuhrleute zufrieden sein konnten.

In Kapitel 6 werden unter der Überschrift „Verkehrsinfrastruktur auf dem Land als Ge-

meinschaftsressource“ auf der Basis von Verwaltungsakten und Dorfordnungen sowie von Bildquellen für die im bayerischen und fränkischen Reichskreis gelegenen Landgemeinden die Praktiken der Instandhaltung, deren Organisation und Koordination im Rahmen von Straßen- und Brückenbauarbeiten dokumentiert. Die Bedeutung des bislang von der Forschung übersehenen verkehrsinfrastrukturellen Nahbereichen wird unter dem Schlagwort „Mikromobilität“ untersucht. Abschließend kommt ein weiterer wichtiger Aspekt zur Sprache, der häufig zum Streit führte: Wer front schließlich für wen? Gemeinde, Anlieger oder Herrschaft?

Der Studie gelingt es materialreich, unter verschiedenen Aspekten und mit vielen unterschiedlichen Quellen belegt ein neues Licht

grundsätzlich auf das gesamte Straßenwesen und hier vor allem auf die Straßenverhältnisse des 16. Jahrhunderts zu werfen. Die von der Forschung oft kritiklos übernommenen eindeutigen Urteile über die „bösen Straßen“ des 16. Jahrhunderts sind nach den grundlegenden Forschungen auf jeden Fall zu differenzieren.

Für die künftige Raumerfassung und Raumererschließung hat das 16. Jahrhundert, vor allem bedingt durch die Drucktechnik, von Nürnberg aus schließlich neue Maßstäbe gesetzt. Denzlers Forschungsgebiet „Oberdeutschland“ schließt zudem eine schmerzliche Lücke in der Altstraßenforschung und motiviert zu weitergehenden regionalen Forschungen.

Alfred Wolfsteiner

Manfred Knedlik (Hg.), Martin Willibald Schrettinger (1772–1851). Vom eigenwilligen Mönch zum leidenschaftlichen Bibliothekar. Festschrift zum 250. Geburtstag. Unter Mitarbeit von Annemarie Kaindl (Neumarkter Historische Beiträge 17) Neumarkt: Historischer Verein für Neumarkt i. D. Opf. 2022; 273 S.; ISBN 978-3-9811530-9-7; 15,- Euro

Der aus Neumarkt i. d. Opf. stammende Martin Schrettinger hat von 1802 bis 1844 als Mitarbeiter der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek deren weitere Entwicklung ganz entscheidend geprägt. Über München hinaus machte er sich zugleich als einer der Begründer der Bibliothekswissenschaft einen Namen. Zu seinem 250. Geburtstag hat der Germanist und derzeitige Bibliotheksreferent des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg Manfred Knedlik unter Mitarbeit der in der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek tätigen Bibliothekarin Annemarie Kaindl eine Festschrift herausgegeben, in der elf Autorinnen und Autoren das Wirken dieses vielseitigen, breit interessierten Bibliothekars aus ganz unterschiedlichen Perspektiven beleuchten.

Nach einem tabellarischen Überblick zu Schrettingers Leben stellt der Neumarkter Stadtarchivar Frank Präger die Familien- und Lebensgeschichte des bekannten Bibliothekars eingehend und detailreich vor. Wobei sich mit der Geschichte der oberpfälzischen Stadt weniger vertraute Leserinnen und Leser über eine kurze Darstellung der dortigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Schrettingers Kinder- und Jugendjahren sicher gefreut hätten.

Der Landeshistoriker Alois Schmid zeichnet in seiner Darstellung die zwölf von Schrettinger im Benediktinerkloster Weißenhohe zugebrachten Jahre nach. Eingebettet in die Entwicklung des zeitgenössischen Klosterwesens zeigt Schmid dessen Leben in der recht kleinen, wenig bedeutenden Abtei in der Fränkischen Schweiz. Gerade achtzehn Jahre alt war Schrettinger auf Wunsch seiner Familie, die sich wohl eine sichere Versorgung wünschte, ins Kloster eingetreten. Es wurde für ihn ein ungeliebter Aufenthaltsort, den er oft kritisierte und auf dessen Auflösung er schließlich zuarbeitete. In diese, letztlich doch auch prägenden Jahre fällt zugleich der Beginn von Schrettingers Wirken als Bibliothekar und Autor.

Daran anschließend bettet Bernhard Lübbers, Leiter der Staatlichen Bibliothek Regensburg, Schrettingers bibliothekarische Arbeit in die Entwicklung des zeitgenössischen Bibliothekswesens ein. Schrettinger, dem es gelang, die mit der Säkularisation in die „Königliche Hof- und Centralbibliothek zu München“ gelangten Büchermassen zu ordnen und für die Benutzung zu erschließen, gilt als einer der bedeutendsten Bibliothekare des 19. Jahrhunderts und einer der Begründer der Bibliothekswissenschaft. Mit seinem seit 1808 veröffentlichten „Versuch eines voll-

ständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft“ hat er einen wesentlichen Beitrag zur theoretischen Fundierung des Bibliothekswe-
sens geleistet.

Dreh- und Angelpunkt der Arbeit Schrettingers an der Hof- und Centralbibliothek waren die Konzipierung und der Aufbau der Kataloge, deren Entwicklung Ingrid Rückert von der Bayerischen Staatsbibliothek anschaulich darstellt. Der Bestand hatte sich zwischen 1803 und 1815 mit der Überführung der Mannheimer Hofbibliothek nach München und den im Zuge der Säkularisation erfolgten Übernahmen aus den bayerischen Klosterbibliotheken mehr als verfünffacht. Nach der Bibliothèque nationale in Paris war die Münchner Bibliothek nun die zweitgrößte europäische Bibliothek. In nur vier Jahren, von 1814 bis 1818, gelang Schrettinger die Einarbeitung der Büchermassen und die Erstellung eines alphabetischen Kataloges. Es ist sein Verdienst die Benutzbarkeit der Hof- und Centralbibliothek nach den erheblichen Bestandserweiterungen wiederhergestellt zu haben.

Christine Sauer, Leiterin der Stadtbibliothek Nürnberg, richtet den Blick auf den Umgang Schrettingers mit Handschriften, Inkunabeln und seltenen Drucken, den in Bibliotheken als Rara bezeichneten Beständen. Für diese sah er eine gesonderte Aufstellung vor, die auch deren Sicherung dienen sollte. Im Sinne moderner Öffentlichkeitsarbeit sah Schrettinger vor, dass derartige Bestände der interessierten Allgemeinheit entsprechend präsentiert werden und hat für seine Bibliothek deshalb schon Schauvitruinen beschafft. Seine Überlegungen brachte er auch in die Planungen für

den 1832 bis 1843 von Friedrich von Gärtner verwirklichten Neubau der Bibliothek an der Münchner Ludwigstraße ein.

Nach diesen fünf längeren Beiträgen schließen sich einige kürzere Beiträge von Gabrielle von Bassermann-Jordan zusammen mit Waldemar Fromm, Klaus Wolf, Manfred Knedlik und Andreas Strobl an, die den Dichter, Dialektforscher, Leser und Künstler Schrettinger in den Blick nehmen. Denn der ehemalige Benediktinermönch war nicht nur Bibliothekar sondern Zeit seines Lebens ein sehr breit interessierter Mensch, der sich auf vielen Gebieten mit unterschiedlichem Erfolg betätigte. Abgerundet wird die Festschrift durch eine sieben Seiten umfassende Bibliographie der Veröffentlichungen Schrettingers und ein Verzeichnis der über ihn erschienenen Literatur im Umfang von vierzehn Seiten. Letzteres spiegelt die Aufmerksamkeit, die sein Wirken bis heute immer wieder gefunden hat.

Der von Manfred Knedlik herausgegebene, illustrierte Sammelband zeigt in der Summe nicht nur das breite Wirken eines bedeutenden Bibliothekars des 19. Jahrhunderts sondern wirft auch ein Licht auf das geistige Leben in Bayern vom ausgehenden 18. bis weit ins 19. Jahrhundert. Die 2022, in der vom Historischen Verein für Neumarkt i. d. OPf. und Umgebung seit 1998 herausgegebenen Reihe „Neumarkter Historische Beiträge“ erschienene Publikation ist deshalb nicht nur für lokal- und regionalhistorisch orientierte Leserinnen wie auch für Buch- und Bibliothekshistoriker sondern auch für alle an der bayerischen Landesgeschichte um 1800 Interessierten eine lohnende Lektüre.
Helmut Hilz

Michael Kohlhäufl – Stefan Lindinger – Willm Schmülling (Hg.), Literarischer Streifzug durch Regensburg. Impressionen von Goethe bis Wim Wenders. Mit Fotografien von Uwe Moosburger, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2022; 192 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3313-5; 19,95 Euro

Der Dichtersturz sitzt entspannt auf einem Stuhl und blickt meditativ zur Seite oder denkt nach über seine Eindrücke von Regensburg. Denn neben und hinter ihm sind Bildnisse der Stadt zu sehen. Dass Goethe in seinen Reisebeschreibungen auch die am nördlichsten Punkt der Donau gelegene Stadt erwähnt, das war und ist bekannt. Aber wie kommt der im Untertitel genannte Regisseur und Fotograf dazu, mit Johann Wolfgang von Goethe auf einer Ebene zu stehen?

Insgesamt 36 Literaten aus mehreren Jahrhunderten, unterschiedlichen Genres und verschiedenen Ländern bzw. Regionen kommen im wahrsten Sinne des Wortes in den über 20 Kapiteln zu Wort. Und um es gleich vorwegzunehmen: sowohl positive und die Stadt, ihre Bewohner und Sehenswürdigkeiten lobende Zeilen sind zu lesen als auch negative, ja kritische oder aus Ärger entstandene Sätze. Kurzum also ein ausgewogenes Bild, das sich dem Leser auftut.

Zu Wort kommen natürlich mit Regensburg gut vertraute Schriftsteller wie Georg Britting, Eva Demski, Benno Hurt, Sandra Paretti und Albert von Schirnding, aber auch Autoren von Weltruf wie Samuel Beckett, Werner Bergengruen, Clemens Brentano, Alfred Döblin, Heinrich Heine, Hermann Lenz, Thomas Mann, Jean Paul oder Oskar Schindler, um nur einige zu nennen.

In erster Linie bilden Sehenswürdigkeiten – allen voran die Steinernen Brücke, Kirchen und Klöster – sowie Gasthäuser, Cafés (mit den zugehörigen Plätzen und Stadtteilen) oder auch die Porta Praetoria und die Walhalla den „Aufhänger“ für die Würdigungen seitens der Dichter und Autoren. Nicht zu vergessen das Fürstliche Schloss oder auch die frühere Schnupftabakfabrik oder die Historische Wurstkuchl, das Theater und das Alte Rathaus.

Lebendig wird damit sowohl die Bedeutung Regensburgs in früheren Jahrhunderten, der Alltag in bestimmten Bereichen, die mit Kirchen, Klöstern, dem Schloss und zahlreichen weiteren Gebäuden verbundene Geschichte, Kunst und Kultur bis hin zum Flair etwa des Restaurants und Hotels Orphée, das eben auch Wim Wenders sichtlich beeindruckt hat.

Zur Abrundung des insgesamt positiven Gesamteindrucks des Buches tragen schließlich die Fotos von Uwe Moosburger bei, der

die in den einzelnen Kapiteln beschriebenen Gebäude und Plätze neben den grundlegenden Texten dazu ins rechte Licht rückt und die erläuternden Texte (mit den Zitaten der Schriftsteller) durch weitere Bilder in kleineren Formaten auflockert und vertieft. Natürlich erfährt der Leser in den einzelnen Abschnitten auch wichtige historische Fakten im Kontext der Kapitel-Themen. Details aufzuführen würde den Rahmen dieser Rezension jedoch sprengen.

Summa summarum bietet das Buch einen interessanten und bislang in dieser Dichte und Breite noch nicht vorgelegten Ein- und Überblick über Stellungnahmen von knapp 40 Dichtern und Schriftstellern zur Dom- und Donau- bzw. Regierungsbezirkshauptstadt Regensburg. Darüber hinaus wird auch viel historisches Wissen vermittelt. Und für das Auge gibt es Entspannung in Form vieler hervorragender Fotos. Den Herausgebern Michael Kohlhäufel (Germanist, Hochschuldozent, Konzertdramaturg am Landestheater in Passau), Stefan Lindinger (Professor für deutsche Literatur an der Universität von Athen) und Willm Schmülling (tätig am Theater Regensburg und als Gästeführer) ist mit diesem Buch ein Werk gelungen, das eine bisher bestehende Nische mit Leben füllt und eine Lücke schließt. Goethe würde sicherlich vor Begeisterung seine(n) Faust ballen. Markus Bauer

Alfred Wolfsteiner, Schwandorf. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2023; 155 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3439-2; 16,95 Euro

In der Reihe der „Kleinen Stadtgeschichten“ ist bei Friedrich Pustet ein Band zur Geschichte Schwandorfs erschienen. Der Band richtet sich, wie die Reihe an sich, an eine historisch interessierte Öffentlichkeit. Mit dem früheren Leiter der Stadtbibliothek Schwandorf Alfred Wolfsteiner nimmt sich ein (Be-)Kenner Schwandorfer und Oberpfälzer Heimatkunde mit sicherer Hand des Gegenstands an.

Alfred Wolfsteiner beschreibt die Geschichte Schwandorfs von den ältesten archäologischen Funden und schriftlichen Indizien vor der Ersterwähnung um 1006. Schwandorf stieg zum wittelsbachischen Amtssitz auf und erhielt 1299 die Stadtrechte. Während des Bayerischen Erbfolgekriegs wurde die Stadt 1504 zerstört. Nach dem Wiederaufbau wechselte Schwandorf

1543 zum lutherischen Bekenntnis. Nach einer langen Phase der Stabilität folgten im Dreißigjährigen Krieg erneute Verheerungen und die Gegenreformation. Ab dem späten 17. Jahrhundert begann eine Phase kultureller und wirtschaftlicher Blüte, die fast hundert Jahre dauerte. 1796 folgte während des Ersten Koalitionskrieges eine weitere Beschließung, diesmal durch die Franzosen. Mitte des 19. Jahrhunderts begann eine neue wirtschaftliche Blütezeit durch den Eisenbahnanschluss (1859) und die Gründung der Tonwarenfabrik (1860). Dieser Aufschwung hielt über alle politischen Umbrüche hinweg bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs an, bei dem die Stadt am 17. April 1945 durch alliierte Bomber schwer beschädigt wurde – auch Folge der Rolle Schwandorfs als bedeutender überregionaler Eisenbahnknoten-

punkt. Es folgte eine Aufbauphase, jedoch abseits der Hauptstrecken und im Bereich der Grenze zwischen den Blöcken des Kalten Krieges. Die 1980er Jahre sahen (neben Protesten gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf) eine rege Bautätigkeit, die das Stadtbild veränderte und seither wächst Schwandorf und steht gegenwärtig als Mittelzentrum mit 30.000 Einwohnern da.

Der Band umfasst gut 150 inhaltliche Textseiten (S. 9–142). Eine Zeittafel, eine Liste der Bürgermeister seit 1919, ein Auswahlliteraturverzeichnis sowie ein großzügiges Register (S. 143–155) runden den Band ab. Eingebunden in den Text sind neben den zahlreichen Abbildungen immer wieder Quellen, die einen bunten Einblick in die Ortsgeschichte geben, aber auch kleinere Exkurse wie etwa „Schwandorf und die Eisenbahn in der Literatur“, der zeigt, wie Carl Amery so kongenial Erfahrungen und Personen in dem Science-Fiction-Roman „An den Feuern der Leyermark“ verarbeitete (S. 100), oder auch kurze Biografien bedeutender Schwandorfer Persönlichkeiten, vom Besucher Carl Spitzweg, über unseren Nationalkomponisten Konrad Max Kunz, den Schriftsteller Odilo Schreger OSB, den Forstwissenschaftler und Politiker Georg Escherich bis hin zur Lyrikerin Anja Utler.

Der Verfasser beschreibt mit Liebe seine berufliche und Wahlheimat, er schreibt flüchtig, kenntnis- und detailreich, gewürzt mit Anekdoten, ohne jedoch ins Heimattümelnde zu verfallen. Stellenweise gleicht das Buch einem Stadtrundgang in zeitlicher wie räum-

licher Hinsicht. Wolfsteiner schildert die Schwandorfer Stadtgeschichte fundiert und kenntnisreich, ohne dass man am Ende mit dem Gefühl zurückbleibt, man habe durch einen Parforce-Ritt etwas Wichtiges vergessen. An den richtigen Stellen nimmt der Verfasser sich Zeit zu verweilen und Eindrücke zu schildern, beispielsweise beim Leben und Alltag um 1800, wo man einiges über Essen und Verkehrspraxis vergangener Zeiten erfährt (S. 87–95). Dennoch muss auch ein wenig Kritik geübt werden: Die Darstellung der Jahre zwischen 1933 und 1945 folgt dem nicht unüblichen, dennoch etwas naiven Narrativ, dass der Nationalsozialismus keine eigentlichen Wurzeln vor Ort gehabt habe, sondern von außen in einen an sich mehrheitlich demokratisch gesinnten Ort hingetragen worden sei. Konsequenterweise werden mehrere Einzelpersonen genannt, die Widerstand gegen die Naziherrschaft leisteten (S. 123–126). Hier hätte vielleicht ein wenig mehr die Entwicklung des Ortes und seiner Einwohner geschildert werden können, hätte doch selbst unter den damaligen Bedingungen kein Bürgermeister ohne tatkräftige Mithilfe sein Amt führen können. Dessen ungeachtet bietet der Band einen schönen Einstieg in die Ortsgeschichte Schwandorfs.

Dem Autoren Wolfsteiner gelingt es im Rahmen der komprimierten Form einer „Kleinen Stadtgeschichte“, aus der über tausendjährigen Geschichte Schwandorfs einen farbenprächtigen Blumenstrauß zu erschaffen, der den Ort vielfältig-vielschichtig und ansprechend darstellt. Andreas Becker